Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 12

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

werden soll, wie es mit diesen Berufungen, insbesondere mit der Berufung zur Teilnahme am Kulturschaffen steht. Umfassende Einführung in die Welt des Geistes und der Natur ist dazu Mittel und Weg. Die „Hochschulreife" wie sie Zollinger versteht, bedeutet den Kern, — die „Persönlichkeit", la Personne in der Schau Meylans, bedeutet den ganzen Umfang der Bemühungen von Unterricht und Erziehung am Gymnasium.

Mag ein so weitgespanntes Ziel zur Ueberbürdung oder Minderleistung führen, wie Zollinger befürchtet, zu Unsicherheit, wie Fischer klagt, es muss fest- und durchgehalten werden: das Gymnasium hat seine Zöglinge so zu bilden, dass sich inmitten der erwünschten Früchte seiner Bemühungen die Hochschulreife wie von selber einstellt.

KLEINE RUNDSCHAU

Ina Seidel und Gertrud von le Fort

Eine jüngst erschienene Darstellung der deutschen Literatur seit dem Weltkrieg stellt fest, es sei das Verdienst vor allem der Frauendichtung gewesen, im Zusammenbruch der Nachkriegszeit die wesentlichen Lebensmächte Deutschlands bewahrt und gehütet zu haben, kraft der tieferen und weniger angreifbaren Beziehung der Frau zu den tragenden Gründen menschlichen und völkischen Daseins. Dem mag sein wie es will — das Werk einzelner Dichterinnen ist innerhalb der gegenwärtigen deutschen Dichtung von hohem Rang und typischer Bedeutung. Abgesehen von der Altmeisterin Ricarda Huch sind es, wenn man sich schon auf Zensuren einlassen will, vor allem die zwei gegensätzlichen Gestalten Ina Seidel und Gertrud von le Fort, die zum gesamtdeutschen Schicksal Wesentliches auszusagen haben und die schon durch ihre künstlerische Potenz den Blick gefangen nehmen. Ina Seidel hat mit ihrem Roman vom „Wunschkind" eine mächtige epische Zusammenschau der natürlichen, gesellschaftlichen, geschichtlichen und religiösen Schicksalskräfte des deutschen Volkes gegeben und ist mit ihr offenbar in weitesten Kreisen liebevoll verstanden worden. Die Auflageziffer des „Wunschkindes" beträgt eine Viertelmillion, was für einen literarisch anspruchsvollen, umfangreichen und durch keine Sensation oder Mode empfohlenen Roman etwas heissen will. Gertrud von le Fort dagegen wird

mit
scha
Sch

bei allem Ruhm auf eine engere, geistig entschiedenere Gefolgschaft angewiesen bleiben. Denn wenn Ina Seidel mit erzählerischer Fülle eine weite deutsche Welt umfasst und sich im priesterlichen Amte fühlt, ihrem Volk „den magischen Spiegel vorzuhalten", in welchem es seine Genien und Dämonen Gestalt gewinnen sieht[1]), so wendet Gertrud von le Fort ihre ganze Kraft mit unerbittlicher Konsequenz auf das eine Ziel, das eine Mysterium der göttlichen Gnade im Leben von Menschen und Völkern freizulegen. Sie verzichtet darauf, den bunten Lebensreichtum des geschichtlichen Geschehens wiederzugeben, um dafür mit einer oft bohrenden Dialektik in den religiösen Kern der Geschichte zu dringen. Beiden, der Vertreterin des klassischen bildungsoffenen deutschen Pfarrhauses und der katholischen Dichterin aus hugenottischem Geschlecht, geht es um das heute vielleicht wesentlichste Anliegen: um die Not des Menschen in der Geschichte, um die Lösung des Konflikts zwischen den persönlich-religiösen Forderungen und dem Gang der nationalen und allgemeinen Geschichte. Und ganz besonders geht es diesen beiden eminenten Geschichtsdichterinnen darum, den alten christlichen Glauben in eine neue Beziehung zur Gegenwart zu setzen. Aber gerade ihre neusten Werke — von denen hier allein die Rede sein kann — zeigen, in welch gegensätzlicher Weise dies geschieht.

Der neue Roman Ina Seidels, „Lennacker, das Buch einer Heimkehr"[2]) ist schon als stofflicher Einfall frappant. Es handelt sich zunächst um das alte, für die Nachkriegszeit so wichtige Thema des Heimkehrers aus dem grossen Krieg, wie es gerade in den letzten Jahren wieder mehrfach gestaltet worden ist[3]). Das neue Leben, die neue Gemeinschaft aber, die dieser Oberleutnant Hansjakob Lennacker findet, wird ihm vermittelt durch das Erlebnis der Geschichte. Es ist die visionäre Erfahrung, zu einem Lebensstrom zu gehören, der durch die Jahrhunderte daherfliesst, und von langen Vorfahrenreihen einen Auftrag überantwortet zu erhalten. Kühn und meisterlich und mit einem respektablen Wissen ist das Thema durchgeführt. In den zwölf heiligen Nächten zwischen Weihnachten und Epiphanien unternimmt der fieberkranke Schläfer eine Hadesfahrt in die Abgründe seines Unbewussten, wo er eins wird mit seinen Vorfahren. Das Bett des kranken Heimkehrers steht in einem Damenstift, dessen Leiterin seine strenge Tante ist und dessen Insassen wie schwarze und bedrohliche Schicksalsvögel den sich auftuenden Schacht der Vergangenheit umstehen. In zwölf geschichtlichen Bildern aus der Vergangenheit einer kursächsischen Pfarrerfamilie erlebt er das immer wiederholte Ringen eines Lennackers um seinen Auftrag, um die Befruchtung des zu Lehen erhaltenen Ackers. Immer wieder sehen wir einen Theologen in der Not einer Entscheidung um eine neue Wahrheit und Unmittelbarkeit seines Lebens. Das ergibt zunächst Ent-

[1]) Ina Seidel, Dichter, Volkstum und Sprache, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1934.

[2]) Deutsche Verlagsanstalt 1939, 769 S.

[3]) z. B. Ernst Wiechert u. W. G. Hartmann, vgl. Neue Schweiz. Rundschau, Febr.-Heft 1941.

wicklungsbilder aus der deutschen Kirchengeschichte von Luther bis zum Hofprediger Stöcker und den Religiös-Sozialen. In den persönlichen und theologischen Kämpfen einer verbreiteten und mit dem Volk in lebendiger Wechselwirkung stehenden Familie ergibt sich aber immer zugleich eine stellvertretende Erneuerung des nationalen Lebens überhaupt. So weiten sich die zwölf Gesichte des systematischen Träumers zu einer Lebensgeschichte Deutschlands, zu einer kulturgeschichtlichen Novellenfolge, wie sie die „Ahnen" des guten alten Gustav Freytag in behaglicheren Zeitläuften waren. Immer ist es der jüngste Lennacker selber, der sich in seine Vorfahren verwandelt hat und aus ihnen eine Bestätigung seines Wesens, eine neue Identität mit sich selber findet.

Die eigentümliche Verbindung historisch-nationaler mit religiöser und tiefenpsychologischer Gestaltung des Themas ist uns aus den früheren Romanen, vor allem dem „Wunschkind"[4]) bekannt, das bis heute das umfassendste Bekenntnis der Dichterin bleibt. Der Held dieses Buches ist eine Art geheiligter Sohn des deutschen Vaterlandes, im Besitz der Gnade vor Gott und den Menschen. In schwerer Abschiedsnacht bewusst gezeugt und „vom Himmel herabgezogen", entstammt der junge Adlige einer Verbindung von rheinischem Katholiken und preussischer Protestantin. „Im Schnittpunkt einer heiligen Diagonale" entstanden, wächst dieses Urbild eines deutschen Jünglings im französischen Mainz heran, um frühvollendet im Befreiungskrieg das Leben zu opfern. Mit souveräner Kunst entwirft Ina Seidel ein Bild des deutschen Lebens um 1800. Verschiedene Landschaften, verschiedene Konfessionen, Geist und Erde, überlieferte Form und spontane Freiheit wirken zusammen, um den jungen Christoph zu einem Wesen von strahlender Menschlichkeit zu machen, das dann, in der geschichtlichen Stunde, da die Not am tiefsten ist, zum fast messianischen Träger einer nationalen Sendung wird, zum Sinnbild und zum Vollstrecker einer deutschen Einheit. Das Ganze ist gesehen durch die Freuden und Schmerzen der Mutter; sie erscheint als der erdhaft nährende Urgrund des Helden und wächst doch zugleich in religiöse Sphären und den Glanz einer Muttergottes hinein. Im Geheimnis dieser Mütterlichkeit ist es, wo sich die tiefste Vereinigung des natürlichen und religiösen, des seelischen und geschichtlichen, des unbewussten und des geistigen Lebens ereignet.

Einen eigentlich psychiatrischen Roman stellt dagegen „Der Weg ohne Wahl"[5]) dar. Mit allen Raffinements der Verhältnisproblematik zwischen Mann und Frau, Mutter und Sohn, Vater und Tochter, Bruder und Schwester wird der Kampf eines belasteten und künstlerisch genialen Geschwisterpaars um die „Wirklichkeit" und gegen die „saugenden und ziehenden Abgründe" des Irrsinns durchgeführt. Die Lösung und Heilung erfolgt unter dem Eindruck des ausbrechenden Kriegs 1914. Der Künstler wird Soldat und seine Schwester findet in Liebe und Ehe ihre Erfüllung. Dienst am Volk und Dienst an der Natur führen zum wahren Dasein.

---

[4]) a. a. O. 1930. 1050 S.

[5]) 1933. 308 S.

„Lennacker" vereinigt also den Gang in die Tiefe mit dem breiten historischen Entwicklungsbild. Die kulturgeschichtliche Erzählung, die seit der Romantik eine Art Ersatz für das nationale Epos sein will, erfährt hier durch die (massvoll verwendete) Lehre vom Blut, vom Boden und vom kollektiven Unbewussten ihre Erweiterung und Vertiefung. In diesem Zusammenhang rückt nun freilich, wie schon im „Wunschkind", die religiöse Welt in ein gefährliches Licht. Der Weg, den die lange Reihe der Lennacker geht, ist ein Weg vom kirchlichen Bekenntnis weg zu einer unkirchlich-natürlichen Religion; der letzte Vertreter wird Arzt. Es ist vielleicht nicht zufällig und bedeutet auch einen künstlerischen Einwand gegen das Buch, dass seine Erzählungen in abnehmendem Masse fesseln, weil es um immer relativere, gleichgültigere Entscheidungen geht. Immer mehr zeigt es sich, dass die innersten religiösen Anliegen nichts sind als Ausdrucksformen eines sich ewig wandelnden nationalen Lebens. Es liegt ein theologischer Evolutionismus vor. Am Ende der Entwicklung sind die religiösen durch nationale Werte aufgesogen und ersetzt. Aus der Heiligung durch die Gnade wird die Heiligung durch den Lebensgeist des Volkes. Die ausschlaggebende Bedeutung des Christentums in der deutschen Geschichte und das Wesen eines christlich geprägten deutschen Menschen zu zeigen, ist zweifellos eine grosse und spannende Aufgabe, auch abgesehen von der aktuellen Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat im deutschen Reich. Aber ob diese kulturelle Schicksalsfrage dadurch gelöst wird, dass nationale Helden mit christlicher Glorie umkleidet und die christliche Theologie vorweg um ihrer völkischen Bedeutung willen zur Darstellung kommt, muss dahingestellt bleiben. An der Gemeinschaft mit Christus als der auf die Dauer „einzigen Lebensquelle" wird zwar festgehalten; aber wenn dies im Sinne eines pantheistisch gefärbten Deutschchristentums geschieht, wird einem etwas unbehaglich.

Jedenfalls geht Gertrud von le Fort den umgekehrten Weg. Sie schmelzt das Religiöse nicht ein in den Strom der natürlichen und nationalen Begebenheiten, sie rechtfertigt die Geschichte nicht aus sich selber, sondern hält den Unterschied der Kategorien fest und sucht gerade aus ihrem Konflikt nach der Klärung. Den farbenreichen Gemälden Ina Seidels gegenüber sind ihre neueren Werke den Arbeiten eines Goldschmieds zu vergleichen, die zu spröder, aber zarter und glänzender Härte gehämmert sind. Statt zu grossen Romankompositionen drängt ihre Kunst zur Konzentration in der Novelle, und statt des grossen epischen Erzählerstils pflegt sie eine Sprache, die unter dem Uebergewicht einer abstrakten Energie gelegentlich zur „Manier" (im Goetheschen Sinne) vergeistigt ist.

„Die magdeburgische Hochzeit"[6]) zeigt den Gegensatz politisch-natürlicher Ordnung und religiöser Forderung emporgetrieben zum ratlosen Paradox: Der katholische Kaiser zerstört seine glänzende Reichsstadt Magdeburg, um die Einheit des Glaubens zu retten; der an sich kaisertreue Rat der Stadt ist aus Glaubensgründen und gegen die

[6]) Insel-Verlag Leipzig 1938. 322 S.

politische Ueberzeugung zum Reichsverrat und zur Auslieferung an den Reichsfeind Schweden getrieben. Der Untergang Magdeburgs ist ein Sieg des Kaisers und doch eine Katastrophe; Reichskrieg und Glaubenskrieg sind heillos verwirrt, umsomehr als das katholische Frankreich auf Seiten der Schweden steht. In diesem circulus vitiosus der Geschichte können alle Beteiligten mit der Entscheidung, zu der sie gezwungen sind, nur Schiffbruch leiden, aussen und innen. Aber gerade in diesem Scheitern enthüllt sich die tiefste Rechtfertigung. Die geschichtliche Glaubensspaltung mit ihrer unumgänglichen Verwirrung der Masstäbe verbirgt ein Martyrium des Glaubens, verbirgt die leidende Liebe Gottes selber. Im Geheimnis dieser leidenden Liebe allein liegt die Möglichkeit einer Lösung, da nur das Leiden siegen, nur die Ueberwindung überwinden kann.

Noch unheimlicher verdichtet erscheint diese Deutung des Elends und der blinden Richtungslosigkeit einer bloss irdischen Geschichte in der neuen Novelle „Die Abberufung der Jungfrau von Barby".[7]) Im Kloster St. Agneten zu Magdeburg erfährt zur Zeit der Rotten und Schwarmgeister die Nonne Mechthild von Barby mystische „Abberufungen", indem sie, über die Jahrhunderte hinweg eine Jüngerin der grossen Mechthild von Magdeburg, entrückt wird in den Abgrund der liebenden Gottheit. Und während draussen die Bilderstürmer nahen, erlebt sie das tiefste Mysterium, das Vergehen jedes gewohnten Gottesbildes in ihrem Innern. Wie Sterne vom Himmel stürzen die Bilder in ihrer Seele, auch Gott stirbt mit ihr in der mystischen Wüste und ihr wird die Offenbarung einer tiefsten und zeitgemässesten Liebe Gottes zuteil, der sterbenden Liebe. Sie leert den Kelch der Gottverlassenheit und findet, indem der Bildersturm über das Kloster hereinbricht, während einer erneuten Abberufung den Tod. Das geschichtliche und das religiöse Geschehen verlaufen in einer geheimnisvollen, dialektischen Entsprechung, in welcher eines das andere erklärt und erfüllt. Vor dieser plötzlichen Transparenz der Geschichte verliert auch die „herrscherliche" Aebtissin des Klosters die Sicherheit ihres vernünftigen und gerechten Wesens und erfährt in ihrem Zusammenbruch an sich selber den Sinn des Wortes: Vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun. Wie in der „Letzten am Schafott"[8]) kehren sich, im Licht der Gnade, die geschichtlichen Werte, vor allem das menschliche Heldentum, in rätselhafter Weise um.

Es ist aufs höchste bewundernswert, mit welcher klaren und doch abgründigen Strenge diese Novelle gebaut ist. Jedes Motiv und jeder Gedanke ist in seinen gegenständlichen, seelischen und religiösen Aspekten gleicherweise aufgeschlossen und in den atemraubenden Ablauf des irdisch-überirdischen Geschehens gefügt. Das Thema ist in einer den grossen Meistern der abendländischen Mystik kongenialen Weise behandelt, in geradem Gegensatz zu jedem modernen Mystizismus.

Eigenwillig, fremd, hart stehen diese letzten Werke der Gertrud von

[7]) Michael Beckstein Verlag, München 1940, 101 S.

[8]) München 1931. 136 S.

le Fort in der zeitgenössischen deutschen Richtung — im Gegensatz zu den Romanen Ina Seidels, die in einem hervorragenden Masse repräsentativ sind und auf den Leser ausserhalb des Reiches in schwer umschreibbarer Weise „deutsch" wirken. „Nur in ihrer deutschen Seele liegen die Bedingung und der Ursprung ihrer Würdigung alles Primitiven, ihrer Verbundenheit mit der Natur, ihrer auf freiwilliger Unterordnung dem Naturgesetz beruhenden Weltanschauung, ihrer Umdeutung des Individuums zum Mittel, ihrer Liebe zu den dunklen Tiefen des Wunderbaren, ihrer Neigung zum Symbolismus, die ganze Richtung ihres Geistes nach innen, die Dynamik ihres Weltbildes und ihrer Kunst" — so wird Ina Seidel gekennzeichnet in einer ehrfürchtigen und begeisterten Darstellung durch ihre italienische Kollegin Clementina di San Lazzaro, auf die hier nachdrücklich hingewiesen sei.[9]) Aber auch die tiefe Aktualität der Dichtung Gertruds von le Fort lässt sich in keiner Weise verkennen. Auch die Stimme dieser Dichterin, die von der Rechtfertigung und Entsühnung der Geschichte im Seelengrund der Einsamen und scheinbar Schwachen berichtet, ist eine deutsche Stimme und wird, hoffentlich, vernehmlich bleiben.

Max Wehrli.

Griechische Tragiker deutsch

Dichtungen aus einer fremden Sprache in die eigene zu übersetzen, ist im Grunde wenig verschieden von der andern Aufgabe, die Schönheit eines Kunstwerkes in einer andern Kunstform wiederzugeben: ein Gemälde in Worten zu beschreiben oder ein Gedicht mit Musik zu begleiten (so wie Musik das Chorlied der antiken Tragödie begleitete). So haben die grossen Dichter selbst das Uebersetzen als eine nicht zu verachtende Kunst gepflegt, als ein „exercice" etwa in dem ausgezeichneten Sinne, den Valéry seiner Jeune Parque gibt. Soweit Poetik überhaupt lehrbar ist, findet sie sich in den Uebersetzungen von Dichtungen durch Dichter.

Theorien über die verschiedenen Arten des Uebersetzens gibt es freilich in Menge. Bei ihnen zu verweilen lohnt sich nicht. Jeder Uebersetzer redet von dem, was er liest, der Gelehrte von der Gelehrsamkeit, der Journalist vom Sensationellen und der Dichter von der Schönheit.

Das sei gesagt als Einleitung, da wir nun die Freude haben, ein schönes und ungewöhnlich geglücktes Uebersetzungswerk anzuzeigen. Der Zürcher Dozent Emil Staiger hat 1936 den „König Oedipus" des Sophokles deutsch mit einem Nachwort (und Vorwort von R. A. Schröder) erscheinen lassen[1]), dann 1940 die „Antigone" des Sophokles[2]) und 1941 „Gedanken aus griechischen Tragikern"[3]). Lehrmeister Staigers ist

[9]) Clementina di San Lazzaro, Ina Seidel. Eine Studie. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1938. 192 S.

[1]) Eckart-Verlag, Berlin

[2]) E. Rentsch-Verlag, Zürich

[3]) Atlantis-Verlag, Zürich

de.
194

[9]) C

vor Allen andern Hölderlin, auf dessen Oedipus und Antigone er im Nachworte selber hinweist als auf ein einzigartiges Wunder der Sprache, unvergleichbar und unbegreiflich, fast eine Interlinearversion, und dennoch vollkommen schön (S. 114). Staigers eigene Arbeit kann sich daneben behaupten, weil sie sich zunutze gemacht hat, was in den seit Hölderlin vergangenen 140 Jahren an philologischer Interpretation des sophokleischen Textes geleistet worden ist, sodann weil sie bewusst bühnenfähig sein will. Staigers Sprache ist glatt ohne weichlich zu sein und wohl auch dem unvorbereiteten Hörer ohne Mühe verständlich. Wirkliche Verluste an Kraft und Sinn sind selten. Geblieben ist die strahlende Klarheit, die genaue Mitte zwischen dunkler Ueberfülle und grellem Witz, um derentwillen Sophokles der klassischste der Klassiker ist.

Zu loben ist auch das Nachwort zum Oedipus, aus dem wir hier nur den kühnen aber notwendigen Hinblick auf die Umformung des Tragischen in der christlichen Welt hervorheben. Dergleichen muss gewagt werden, auch wenn es sehr Wenige sind, die bei solchen Vergleichen wahr und gerecht zu bleiben vermögen. Die Tragik des Oedipus ist wesenhaft vor der Versöhnung. Das ausweglose Leiden ist das Letzte, das mit Entsetzen und Ehrfurcht zugleich empfangen wird.

Staiger erinnert nun an die mittelalterliche Geschichte von dem „guoten sündaere" Gregorius, wie sie Hartmann von Aue gedichtet hat. Aus masslosem Fluche wächst er empor, durchlebt Jammer ohne Ende, masslos büssend, bis ihn Gottes Stimme auf den Stuhl Petri beruft. Die Berufung gerade des Verlorenen: das ist das christliche Thema. Es ist keine Fortsetzung des Oedipus. Die beiden Themata lassen sich ohne Ungerechtigkeit nicht auf einander reduzieren. Gregorius kann eine höhere Stufe sein, weil die Versöhnung stattfindet — oder eine tiefere, weil Leiden und Lohn in ein allzu errechenbares Verhältnis zu geraten drohen.

Aber da sei noch einiges Allgemeinere bemerkt. Der Oedipus wie kein anderes Drama lädt ein zu Reflexionen über das Wesen des Tragischen überhaupt. Mit Staunen entdeckt man, wie er auf der Spitze steht zwischen allen möglichen Sonderformen des Tragischen.

Die Frage nach dem Grund des tragischen Schicksals stellt sich auf zwei Ebenen. Entweder meint man das Sein des Menschen und fragt dann nach Zufall oder Notwendigkeit, oder man meint das Handeln und fragt nach Schuld oder Unschuld.

Zum ersten: das Schicksal des Oedipus ist zunächst ganz von Aussen. Es ist das vor seiner Geburt gegebene Orakel, das unfehlbar über ihn vorausbestimmt. Dennoch trifft es ihn nicht als beliebiger (und dann untragischer) Unglücksfall, wie ein Ziegelstein einen Passanten in der Strasse träfe und ebensogut den nächsten hätte erschlagen können. Sein Schicksal ist nur seines. Es ist von Oben her und dennoch in einer sehr geheimnisvollen Weise „sur mesure". Dass er der unvergleichlich Kluge ist, der das Rätsel der Sphinx allein hat lösen können, dass er der Gütige ist, der für sein Reich sorgt, deutet dies an, doch erschöpft es nicht.

Antigone ist viel einfacher. Hier ist der notwendige Konflikt ganz

trag
träf
ist

klar. Die Frau vertritt das ursprüngliche Gesetz der Natur, das im toten Bruder nur den Bruder sieht. Der König vertritt das Recht des Staates, das sich als Geist versteht, der über das Blut herrscht. Der Konflikt ist eindeutig und unaufhebbar. Aber im Oedipus begegnen sich verwirrend der innere und der äussere Grund.

Noch seltsamer ist das Zweite. Oedipus ist unschuldig in jedem feststellbaren Sinne. Dennoch erscheint er am Ende als der grenzenlos Schuldige. Diese Paradoxie gehört zum Tiefsten, was die Antike überhaupt erdacht hat: Oedipus ist schuldig, aber wofür denn? Er hat nichts begangen, es gibt nichts, gar nichts, was ihn anklagen könnte, und dennoch ist er schuldig.

Dazu gehört ja noch dies: der Spruch des delphischen Gottes ist entsetzlich und wahrhaft absurd, und trotzdem ist alles gut, was er tut. Der Gott spielt mit den Menschen, aber auch so ist er Apollon und nicht der Zufall.

Das ist die Mitte des Oedipusdramas: die Paradoxie, dass Alles unbegreiflich ist und Alles voll Sinn.

Blicken wir da nochmals auf die christliche und moderne Tragödie, wie sie etwa Claudel geschaffen hat. Ihr Sinn bewegt sich in einem durchsichtigen Rhythmus von Erfüllung und Untergang. Jacques Hury ist bestimmt für Violaine, aber er erkennt sie nicht, sondern wählt Mara, bis ihm Violaine im Augenblicke ihres Todes offenbar wird. Das ist die Notwendigkeit der christlichen Tragödie, die dem Worte des Propheten folgt: „Sein Antlitz war verborgen, so dass wir ihn nicht beachteten", und die einen Sieg will, den sie nur an den Tod knüpfen kann.

Das ist ein rationaler Zusammenhang, und leicht kann er forciert werden. Dann sucht man selbstquälerisch den Verzicht, um die Erfüllung zu erkaufen oder verschliesst sich vor der Erfüllung, die unbegreiflich hereinbrechen kann in der stillsten Stunde. Denn es kann die echte Erfüllung dem Menschen unversehens gegeben werden in seine bebenden Hände, wie der schweigende Vorfrühlingsabend an einem südlichen See.

Das aber wäre das Gegenbild zu der „negativen" Unbegreiflichkeit des Königs Oedipus, und verwirrend ist es zu denken, wie der Mensch Sophokles vielleicht der glücklichste Dichter gewesen ist, der je gelebt hat.

Als Ergänzung zu den beiden Tragödien mag das Bändchen der „Gedanken aus griechischen Tragikern" gelten. Sprachlich ist es ebenbürtig; sachlich ist es natürlich leicht, an Anthologien Kritik zu üben. Die Einteilung in sechs Kapitel: Götter, Gemeinschaft, Lebensweisheit etc. ist nicht sehr klar und hätte ohne Schaden wegbleiben können. Am schönsten sind die grossen Bruckstücke, während begreiflicherweise in den Ein- und Zweizeilern das Individuelle oder auch nur spezifisch Griechische oft kaum herauskommt.

Bei dem Verse „Viel Unverständliches ersinnt die Gottheit" kann man sich Alles oder Nichts denken, während auf der folgenden Seite allerdings der Vers: „Gott ist nicht fasslich. Fassest du's, so ist's nicht Gott" sehr tief und weit führt.

So ist die Sammlung etwas ungleich. Manche Stellen werden ohne Kommentar dem Leser, der ihre Herkunft nicht kennt, kaum in ihrer vollen Bedeutung verständlich werden.

Aber dass im Jahre 1941 eine solche Anthologie überhaupt herausgegeben werden konnte, ist etwas sehr Schönes. Es ist wohl möglich, dass einigen Lesern Manches von der reinen Kunst und Weisheit dieser alten Dichter ganz paradox zeitgemäss erscheinen wird. **Olof Gigon.**

Neue Gedichte von T. S. Eliot

Es ist merkwürdig, dass die Hinwendung zur Mystik bei vielen englischen Dichtern einem Entschluss zur Disziplin der Seele gleichkommt. Das jüngste Beispiel dieser Art bietet T. S. Eliot. Schon 1929 schrieb er: „Dantes Phantasie ist visuell, sie ist visuell, weil Dante zu einer Zeit lebte, als die Menschen noch Gesichte hatten. Es war dies ein seelisches Vermögen, dessen Geheimnis wir verloren haben". Im folgenden Jahr erschien sein Gedicht Ash-Wednesday, das seine Bekehrung zum strengen anglikanischen Glauben ankündigt, und das gleichzeitig ein poetisches Experiment mit neuartigen, aus visionären Ekstasen geschöpften Allegorien darstellt.

Heute ist diese erste Stufe überwunden, auf den Aschermittwoch ist es Ostern geworden. Die Versöhnung mit Gott und Menschen spricht aus zwei Gedichten, deren letztes, East Coker, in der letztjährigen Osternummer der Zeitschrift „The New English Weekly" erschien, ein Datum, dessen Symbolik heute besonders tief sein mag. Das erste, Burnt Norton betitelt, steht am Schluss der „Gesammelten Gedichte 1909—1935".

Versuchen wir, den Sinn dieser seherischen Dichtung zu deuten. Burnt Norton beginnt mit einer Vision, die Eliot geschenkt wird, nachdem er lange über diesen Gedanken nachgesonnen hat: die äussere, in der Zeit befangene Welt sowohl als die innere Region der persönlichen Wünsche und Ideale sind unerlöst. Beide Reiche verlangen nach einer Erfüllung im Ewigen: „Was sein könnte und was war, / Weisen auf ein Ziel, das immer da ist".

Der mystische Kontakt erfolgt nun in der für solche Seelenvorgänge typischen Weise. Nach der Meditation hört das gesteuerte Denken auf, und Gedächtnis und Phantasie spielen selbsttätig weiter. Bedeutsame Bilder ziehen vor dem inneren Auge vorbei: ein hallender Hausgang, ein spätherbstlicher Rosengarten, der Gesang einer Drossel, Kinderlachen aus dem Gebüsch, ein ausgetrockneter Gartenweiher. Das Unwirkliche, Unerfüllte, das alles begleitet, wird vom Dichter in den Attributen „unhörbar", „unsichtbar" gefasst, die er den einzelnen Elementen seiner Vision beilegt. Denn was er sieht, sind die Bilder seiner Wünsche, seiner Ideale von Schönheit und Fruchtbarkeit. Die Verzückung vollendet sich, da durch ein Wunder das Unwirkliche wirklich wird, der Teich sich mit strömendem Lichte füllt, die Stimmen sich zeigen, und die körperlos Schreitenden am Ziele stehen.

Im zweiten Teil des Gedichtes beschreibt Eliot nicht mehr die zur

Ekstase hinaufführenden Stufen; er beginnt sogleich mit fünfzehn Versen, in denen eine kosmische Offenbarung geformt wird. Wieder die typischen Merkmale der mystischen Trance: das gewichtlose Schweben, Lichtempfindungen, Kraftgefühl und restlose Klarheit. In seinem Bemühn, das unerhörte Erlebnis zu begreifen, nennt Eliot den Ort seiner Vision den „stillen Punkt der kreisenden Welt". Er segnet des Menschen leibliche Grenzen (denn nur, weil dem Fleisch die Berührung mit dem Ewigen versagt ist, entgeht es der Vernichtung), und verflucht sie zugleich (denn sie erlaubten dem Bewusstsein bloss einen kurzen, allzu rasch verrinnenden Augenblick der mystischen Schau).

Im dritten und vierten Teil von Burnt Norton führt uns der Dichter zu jener höchsten Stufe der Gottnähe, die gekennzeichnet wird durch das völlige Auslöschen des Denkens und Fühlens und durch das sanfte Hinübergleiten der Seele in die Nacht der Bewusstlosigkeit. In Bildern von unbeschreiblicher Zartheit und von einer durchdringenden Melancholie schildert er die Sehnsucht nach jener letzten Ruhe.

Der Schlussteil des Gedichts gehört den ästhetischen Fragen nach Sinn und Wert der Kunst. Eliot erkennt im abstrakten Muster, im rein Formalen das Ewige wieder, wie es den Künstler und das Kunstwerk selbst überdauert.

Man darf wohl annehmen, dass Burnt Norton der Name des Hauses (des Hauses mit dem Rosengarten?) ist, in dem Eliots Traum von Ordnung und Fruchtbarkeit seinen Anfang nahm, steht doch im Mittelpunkt dieses Gedichtes die Suche nach dem Weg, auf welchem das einzelne, persönliche Leben sich mit dem Ewigen vereinen könne. Das andere Gedicht dagegen hebt sich über die personale Sphäre hinaus und hat die unio mystica des ganzen Menschengeschlechts zum Gegenstand. Der Titel, East Coker, ist der Name des kleinen Dorfes in Somerset, aus welchem Eliots Familie stammt. Dort war sie über zwei Jahrhunderte ansässig, bevor Andrew Eliot, der Urahne des Dichters, um 1670 nach Amerika auswanderte. Das Gedicht selbst enthält einige Verse im kuriosen Frühneuenglisch der Tudorzeit:

„Two and two, necessarye coniunction,
Holding eche other by the hand or the arm
Whiche betokeneth concorde"[1])

Eliot entnahm diese Stelle dem Fürstenspiegel seines berühmten Vorfahren, dem Governour des Thomas Elyot (1490—1546), dessen Grossvater Simon Elyot oder Eliot ebenfalls aus East Coker gebürtig war. Diese Entlehnung aus ehrwürdigem Familiengut ist ein Stilmittel, durch welches Kontinuität und Tradition dargestellt wird. Die literarische Entlehnung bei Eliot ist überhaupt für seine poetische Technik bezeichnend.

Der erste Teil von East Coker enthält eine Vision des Heimatdorfes, das gleichsam eingerückt wird in den Kreislauf der Zeit. Wie in Burnt Norton, so auch hier: das Rätsel der Zeit steht am Anfang.

[1]) „Zwei und zwei, notwendige Verbindung, / Einander bei der Hand oder dem Arm haltend, / Welches Eintracht bedeutet".

Dort beginnt Eliot mit dem Satz: „Heutige Zeit und gestrige Zeit / Sind vielleicht beide wieder da in künftiger Zeit", hier setzt er ein mit dem sakralen Wort: „In meinem Anfang ist mein Ende". Das beschworene Gesicht ist ein nächtlicher Tanz der Dorfbewohner auf sommerlicher Wiese, ein Bild, in welches der Dichter, wie er mir brieflich mitteilt, unbewusste Erinnerungen an Friedrich Gerstäckers Novelle „Germelshausen" verwoben hat. Wieder die Verwendung literarischer Assoziationen: des Humanisten Thomas Elyot platonisch-erzieherische Auffassung des Tanzes, und Gerstäckers packende Schilderung des verwunschenen Dorfes. Das Resultat aber ist eine typisch Elioteske Neuschöpfung, in welcher die Idee des vorbestimmten Rhythmus alles Geschehens auf einzigartige Weise geformt wird. Dieser Rhythmus ist beides: universale Harmonie und besessene Runde von „Hebenden und fallenden Füssen. / Essen und Trinken. Dünger und Tod."

Der zweite Teil beginnt wieder mit einer kosmischen Offenbarung. In der anschliessenden Betrachtung ist jedoch kein beglückendes Nachbeben der erlebten Gnade. Eliot findet die Sprache unfähig, seine Vision auszudrücken, und er verzweifelt am menschlichen Denken überhaupt. Selbst die Reife des Alters bringt nicht wahre Weisheit: „Die einzige Weisheit, die wir erhoffen dürfen, / Ist die Weisheit der Demut: Demut ist unendlich. / Die Häuser versanken alle im Meer. / Die Tänzer versanken alle im Berg".

Und wieder taucht der Todesgedanke auf. In einer Reihe von Gleichnissen von grossartiger Einfachheit und Kraft umkreist Eliot den Moment des Hinübergleitens in das Dunkel der innigsten Vereinigung, in die Gegenwart des Nichts und des Alls, die „Agonie des Todes und der Geburt". Neu ist die Einsicht, dass der Weg dorthin nicht über die Ekstase führt (die Ekstase gibt kosmische Offenbarungen!), sondern allein über die Hingabe an das Ewige, will sagen, über das Nicht-Wissen, das Nicht-Besitzen, das Nicht-Sein.[2])

Der nächste Abschnitt von East Coker besteht aus fünf regelmässigen Strophen, da sonst beide Gedichte in freien Rhythmen verfasst sind. Eliot erneuert hier erfolgreich den Stil der englischen Barockdichter. Das Thema ist die Erbsünde und die Erlösung durch den Gekreuzigten. Im Bilde eines selber an den Händen blutenden Wundarztes, der das Skalpell an das kranke Fleisch des Patienten legt, erraten wir den Heiland. Die ganze Welt ist ein Spital, das Gott, ein ruinierter Millionär, gestiftet hat, um uns darin durch Schmerzen zur Genesung im Tod zu geleiten. Wir wollen es aber nicht wahrhaben, dass wir leidend sind, und dass unsere einzige Speise der Leib und das Blut des Herrn ist. Im letzten Vers fasst der Dichter unsere Verblendung zusammen mit dem Hinweis auf den Sprachgebrauch, in welchem der Karfreitag der gute Freitag, „Good Friday" genannt wird.

Im Schlussteil des Gedichtes spricht Eliot von seiner Arbeit als Künst-

[2]) Wie mir Eliot mitteilt, stammen einige Verse in diesem Teil des Gedichtes aus dem Werk „Subida del Monte Carmelo" des spanischen Mystikers Johannes vom Kreuz.

ler. Er gesteht sich ihre Vergeblichkeit: „Jeder Versuch / Ist ein gänzlich neuer Anlauf, und eine neue Art von Fehlschlag". Uns bleibt nur das Suchen, das endliche Finden steht uns nicht zu. Im Gegensatz zu Burnt Norton, und auf einer höheren Stufe der Heiligung, gilt es aber, den „stillen Punkt der kreisenden Welt" nicht allein im ekstatischen Moment zu erreichen, sondern ihn während eines ganzen Lebens festzuhalten. Mehr noch: in der Kette der Geschlechter, wie sie uns Geschichte und Familienchronik überliefern, muss der Weise die ewige Form erschauen. Der Weg zur letzten Vereinigung über alle Zeit hinweg führt „Durch die dunkle Kälte und die leere Wüste, / Den Schrei der Welle, den Schrei des Windes, die weiten Wasser / Des Sturmvogels und des Delphins. In meinem Ende ist mein Anfang".

Religiöse und weltliche Gedichte, die von Visionen melden, sind im modernen englischen Schrifttum nicht ungewöhnlich. Man denke nur an The Mistress of Vision des katholischen Francis Thompson, oder an Dining-Room Tea des heidnischen Rupert Brooke. Die konventionellen, psychologisch begründeten Motive mystischer Lyrik finden sich bei allen, auch bei Eliot. Aber nur bei Eliot finden wir jene Zucht des poetischen Ausdrucks, die sich vielleicht aus der puritanischen Herkunft des Dichters erklärt. Weder bei Coventry Patmore, noch bei Alice Meynell oder Gerard Manley Hopkins, den bedeutendsten Vorläufern des mystischen Eliot, ist diese stilistische Disziplin so vollständig. Nur er verbindet höchste Intensität des Gefühls mit höchster Klarheit des Gedankens, eine Vollendung, die allen modernen Nachfahren der metaphysischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts vorschwebt. Was Eliots jüngste Gedichte auszeichnet, ist nicht ihre Mystik, sondern die Grösse und Bedeutsamkeit ihres Schöpfers. Eliots Persönlichkeit wächst über das Theologische hinaus zum Allgemein-Menschlichen. Er strebt nach jenem Ziel, wo alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, und wo das Unzulängliche des Einzelnen wie auch des ganzen Geschlechts „zum Ereignis" wird.

Hans W. Häusermann.

Die Sendung des Kleinstaates

Ansprachen und Aussprachen von Fritz Ernst. Atlantis Verlag Zürich, 1940

„Wissenschaftliche Schriften müssen heute jene knappe und konzentrierte Form erhalten, die sie immer in gefährlichen Zeiten annehmen, in denen eine historisierende Gelehrsamkeit keinen Nährboden mehr finden kann." Diesen Satz von Ernesto Grassi möchten wir unserem Hinweis auf die neueste Schrift von Fritz Ernst voranstellen. Die Reden und Aufsätze, die uns unter dem Titel: „Die Sendung des Kleinstaates" vorgelegt werden, weisen im vollen Sinne jenen Lapidarstil der Gefahr auf. Die acht Betrachtungen nehmen kaum hundert Seiten ein, und auf jeder finden sich Sätze, die haften wie Inschriften. Die damokleische Situation ist aus jedem Worte spürbar; ist doch eines der Grundthemen des Buches: die

ewige Gefährdung des Kleinstaates durch den Grosstaat und die ebenso ewige Gefährdung des Grosstaates durch seinesgleichen.

Jede der verschiedenartigen Betrachtungen von Fritz Ernst geht vom schweizerischen Kleinstaat aus, aber keine bleibt bei ihm stehen. Sie führen in gradliniger Gedankenfolge zu dem Phänomen Europa. Der europäischen Geistesgeschichte hat seit fünfundzwanzig Jahren die forschende Arbeit Fritz Ernsts gegolten, deren Ergebnisse uns in zahlreichen formvollendeten Essays mitgeteilt worden sind. Auch seine jüngste Schrift bekennt sich zu der umfassenden Lebenseinheit Europas, in der die Kleinstaaten die Funktion notwendiger Organe erfüllen. Dieses Bekenntnis entspringt bei Fritz Ernst nicht Bildungserlebnissen allgemeiner Art. Es gründet sich auf Einsichten, die nur ein verfeinerter historischer Sinn erringt, der sich vom gesamten Strom der geistigen Ueberlieferung Europas hat durchdringen lassen und der die Kraft oder die Leichtigkeit findet, sich daraus wieder zu erheben. Erkenntnissen, die auf diese Weise erworben sind, eignet die Kraft des Glaubens. Sie verleiht den Worten von Fritz Ernst ihren inneren Glanz: „Europa hat seinen ewigen Anfang in seiner Seele. Gespeist aus allen Brunnen des europäischen Denkens und erleuchtet durch die Evangelien aller Zeiten, ist sie die unsichtbare Laienkirche unseres Kontinents, bestimmt zu trösten, zu erheben, zu heilen. Der staatliche Totalitätsanspruch an die Seele ist auch aus diesem Grund abzulehnen, weil damit unser Erdteil seines hauptsächlichsten Medikaments gegen sein hauptsächlichstes Gebrechen verlustig gehen müsste. Wenn wir erst unsere ganze Pflicht getan, müssen wir noch besitzen, was auf diese folgt: die Zukunft. Darum lobpreise ich den russischen Leibeigenen, der Tag für Tag seinem Besitzer Frondienst leistete und auf die Frage des Vorübergehenden, was unter so bewandten Umständen ihm und seinesgleichen denn noch bleibe, die wahrhaft königliche Antwort wusste: ‚Herr, uns bleibt die Nacht!'"

*

„Die Sendung des Kleinstaates aus der Geschichte muss aus ihr nicht erraten, sie kann aus ihr abgelesen werden. Die klar zutage tretende Sendung des Kleinstaates in der Geschichte braucht keines Beweises, sondern höchstens einer Erklärung." Sie wird von Fritz Ernst in meisterhafter Weise vorgebracht, mit einer bewundernswürdigen Fülle von Aspekten. Sie greift zurück auf den fast gesetzmässig hervortretenden Hang grosstaatlicher Gebilde in der Eroberung ihr Recht und in der Vergrösserung ihren Selbstzweck zu erblicken. Die Folge davon ist, dass die Nation herabsinkt zur blossen Funktion. Das Lebensmittel wird zum Lebenszweck. Der Kleinstaat dagegen kann sich nur behaupten, „indem er sich sozusagen in sich selber vervielfacht: seine Freiheit gestattet individuelle Aktivität und Produktivität, seine Kleinheit verlangt dieselbe im höchsten Grade. Der Kleinstaat ist, zahlreichen Hemmungen zum Trotz, dazu bestimmt, auf minimalem Raum ein Maximum von Leben zu entbinden — er ist als Kategorie die Wiege der Intensität. ... Der Kleinstaat ist die

tion
zwe
so

Lebensform des zwar eingefügten, aber zugleich selbstverantwortlichen Individuums; er kann nicht existieren ohne den Menschen, der dem Menschen Ehre macht." So geht es denn im Grunde bei den Ansprachen und Aussprachen von Fritz Ernst um die Würde des Menschen.

*

Den mächtigsten und überschwänglichsten Versuch die Würde des Menschen zu sichern ist am 26. August 1789 durch die Französische Nationalversammlung unternommen worden mit der „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen." Den Menschenrechten, als dem staatsrechtlichen Kernstück der Revolution, ist die weitaus wichtigste Abhandlung in Fritz Ernsts Schrift über den Kleinstaat gewidmet. In einer historischen Studie von leuchtender Klarheit und überlegener Gedankenführung wird die Genealogie der Menschenrechte bis in den Dämmer ihrer Konzeption zurückverfolgt. Nicht nur das Wort: „Menschenrechte" ist zuerst in der Schweiz aufweisbar — im 1777 zu Basel gedruckten Tell-Drama von Joseph Ignaz Zimmermann — sondern auch die Ideenmächte, für die es als weltenstürzende Parole diente, haben ihren Ursprung in unserem Lande. „C'était une idée américaine..." bemerkte einst Mirabeau's Sekretär, Etienne Dumont von den Menschenrechten. Aber Jefferson, der Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, ward inspiriert durch die Schriften von John Locke und den mächtigen Geist des Puritanismus. „Und es gebührt sich die weitere Feststellung, wo derselbe letzten Endes wurzelt: in Zürich und in Genf, wo Bischof Hooper und John Knox unvergängliche Impulse empfangen haben. Es war der christliche Gottesstaat an der Limmat und am Genfersee, es war die Polis schweizerischer Nation und protestantischen Bekenntnisses, deren heimlichste Aspirationen im angelsächsischen Staatsrecht paragraphiert worden sind. Es war das durch Zwingli und Calvin aus dem Mittelalter übernommene Widerstandsrecht, vielmehr die daraus ableitbare Widerstandspflicht, welche im England des 17. und im Amerika des 18. Jahrhunderts ihre höchste Weihe erhalten haben."

Wir können es uns versagen, die andern, vitalen Elemente anzuführen, die konstitutiv an den Menschenrechten beteiligt sind und die Fritz Ernst natürlich nicht ausser acht lässt, weil die Leser unserer Zeitschrift die Abhandlung, von der hier die Rede ist, kennen. Sie ist in ihrer ursprünglichen Fassung im Maiheft 1939 der Neuen Schweizer Rundschau erschienen. Ihre Aktualität hat heute ein dramatisches Ausmass erreicht. In den Stimmen, die aus Amerika zu uns herüberdringen, vernehmen wir etwas wie ein Echo der alten Menschenrechtsbegeisterung. Allein hören wir genau auf den Klang, so hat er viel, sehr viel von seiner einstigen Ueberzeugungskraft eingebüsst. Fritz Ernst kann uns den Grund dafür mit aller Klarheit sagen: „Die Menschenrechte sind eine der reifsten Früchte der christlichen Kultur, nicht im Sinne einer selbstverständlichen Fälligkeit, sondern als Erfüllung einer tiefsten Möglichkeit. Sie stellen so betrachtet, weder nackt vitalen, noch bloss religiösen Behauptungs-

willen, sondern vielmehr eine eigentümliche Mischung beider Elemente dar: die christliche Bürgerlichkeit, welche die paulinisch-augustinische Sündenlehre abgestreift und sich in den Bannkreis einer optimistischen Anthropologie begeben hat." Die christliche Bürgerlichkeit ist im Zusammenbruch, und wo christliches Bewusstsein noch lebendig ist, wendet es sich zur alten paulinisch-augustinischen Sündenlehre zurück, die optimistische Anthropologie vollends ist im Begriff in ihr Gegenteil umzuschlagen, in Pessimismus und Nihilismus. Da also die Menschrechte eine Frucht bürgerlicher Christlichkeit sind, soll man, wenn sie als Waffe im heutigen Weltkampf angerufen werden, sich an die Wahrheit erinnern, dass dieselben Früchte nur am selben Baume reifen.
Von den übrigen Aufsätzen und Reden, die in dem Buche enthalten sind, müssen wir uns begnügen die Titel mitzuteilen: „Die Vergänglichkeit des Grosstaates", „Aussichten des Föderalismus?", „Johannes von Müllers Vermächtnis", „Deutsche Schweiz und Deutschland", „Vom künftigen Soldatentum". Die Neue Schweizer Rundschau ist stolz darauf, dass die meisten davon in ihren Heften erstmals haben erscheinen dürfen.

Fritz Ernst hat die Kunst des Essays zu einer hohen und in unserer heimischen Literatur wohl einzigen Meisterschaft entwickelt. Heimisch in allen Literaturen Europas hat er den vaterländischen Themen oft den Vorzug gegeben. Er hat es dabei verstanden an wenig augenfälligen Erscheinungen der Geschichte der Menschheit hohe Gegenstände zu behandeln. Seine leidenschaftliche Wahrheitsliebe und sein Sinn für die hohen menschlichen Werte geben seinen Schriften einen stark erzieherischen Zug. Die Moralistik wird aber nie in direkter Rede vorgebracht; Fritz Ernst hat aus der Diskretion eine Kunstform gemacht. Selbst in den historisch-politischen Reden und Aussprachen, in denen eine entschlossene und leidenschaftliche Ueberzeugung zum Ausdruck kommt, wird diese Kunstform nicht preisgegeben. Das macht uns in diesen Zeitläuften alle Aeusserungen von Fritz Ernst besonders teuer. Denn was von Dauer ist im Bereich des Geistes, ist nicht was laut ans Ohr schlägt, sondern was das Innerste auf unmerkliche Weise berührt. **Walther Meier**

„Honneur et Fidelité"

Histoire des Suisses à l'étranger, par M. Paul de Vallière
(Les Editions d'Art Suisse Ancien, Lausanne)

Peu avant la guerre mondiale, en pleine période de bien-être et de prospérité, deux publications ont renouvelé la vision de notre pays et la compréhension de l'histoire des Suisses au service étranger: Les „Cités et Pays Suisses" de M. Gonzague de Reynold et „Honneur et Fidélité" du capitaine Paul de Vallière. Pour un grand nombre de lecteurs, ce dernier ouvrage a été une véritable révélation.

P 788
pro

Les étrangers n'y ont pas été moins sensibles que nos compatriotes. C'est ainsi que le grand écrivain Rilke, dont l'intuition poétique était si pénétrante et profonde, a été subjugé à son tour. Dans son ouvrage publié an 1937, (Rainer Maria Rilkes Schweizerjahre), M. J. R. de Salis a recueilli l'écho de la curiosité passionnée que la lecture de l'ouvrage de M. de Vallière avait éveillée chez le poète: „Je raffole de ce livre, s'écrie Rilke, et c'est presque aussi dangereux pour moi que l'almanach: tout m'intéresse; tant de portraits, tant de vies qu'on devine, tant de destinées, tant de désirs d'évasion. Tous ces aventuriers... Ce Moginié, de Chesalles sur Moudon qui, s'il faut l'en croire, comme dans les Mille et une Nuits, épouse la fille du grand Mogol, la princesse Meidlonne Begoum: Ah! les Suisses ne manquent pas du tout de fantaisie s'ils sortent un peu de leur République et si on les laisse faire.

„Et ce splendide vieux général de Saint-Saphorin qui, dans son château, près de Morges, répondait à Voltaire qui l'avait trouvé lisant la Bible et s'en moquait: „Faites atteler pour Monsieur de Voltaire", et reprenait sa lecture. J'irai sans faute visiter ce château pour rendre hommage à la mémoire de ce digne général. J'ai trouvé un portrait de Louis Béat de Muralt; j'aurais bien voulu en voir un autre encore qui l'aurait représenté comme vieillard, au temps où il entreprit le merveilleux voyage inspiré. Oh! que ces portraits sont amusants à voir, chacun me semble le commencement d'une histoire que l'on devine."

Un quart de siècle plus tard, en pleine guerre européenne, les Editions d'Art Suisse ancien à Lausanne ont entrepris de rééditer cet ouvrage avec le concours de M. Paul de Vallière. Texte, illustration, présentation, ressortent transformés de ce bain de Jouvence. Cette nouvelle édition est une véritable oeuvre d'art, par la beauté des portraits, l'ordonnance de la composition, la perfection des détails et le souffle qui anime ce livre émouvant et séduisant. Châteaux et citadelles, uniformes et portraits, armes et trophées, champs de batailles européens ou terres lointaines, grands seigneurs et simples soldats, se succèdent et se renouvellent comme les aspects d'un grand fleuve historique. Entre tous ces personnages, acteurs illustres ou obscurs, on sent vibrer le lien mystérieux et puissant de la fidélité et de l'héroisme des Suisses sous les armes.

Nulle part peut-être l'unité profonde de la Suisse n'apparaît mieux que dans le spectacle de cette épopée militaire, à laquelle les diverses régions du pays ont fourni en trois siècles à l'Europe 2 millions de soldats, 70 mille officiers et 700 généraux. Suivant le mot de M. Gonzague de Reynold: „Seules, les hordes barbares, les légions romaines, les croisés du moyen-âge, les armées de Napoléon ont traversé l'histoire avec une telle allure d'épopée!"

Aymon de Mestral.

cro
avec

Aufforderung zur Abonnementserneuerung

Mit dem vorliegenden Heft schliesst der achte Jahrgang, Neue Folge, der Neuen Schweizer Rundschau.

Wir hoffen, die Freunde unserer Zeitschrift werden ihr auch im neuen Jahre die Treue bewahren. Für die Abonnementserneuerung bitten wir das beigelegte Postcheckformular benützen zu wollen.

Preis für das Jahresabonnement 1941/42 Fr. 15.— zuzüglich Portozuschlag von Fr. 1.—

Fr. 16.—

Postcheckkonto VIII 6031 - Fretz & Wasmuth Verlag A.-G. Zürich

---

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier (abw. im Militärdienst)
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland